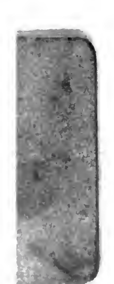
Gustav Frenssen

Jacob Bödewadt







Gustav Frenssen

Der Schriftsteller
Der Reformator
Der Prophet

Kritische Anmerkungen zu «Hilligenlei»

von

Jacob Bödewadt.



Walter G. Mühlau · Kiel · 1906.

Gustav Frenssen

Der Schriftsteller
Der Reformator
Der Prophet

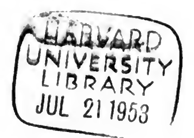
Kritische Anmerkungen zu «Hilligenlei»

von

Jacob Bödewadt.



Walter G. Mühlau, Kiel.
1906.



Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

„Wie eine Theaterpremière geschickt vorbereitet und mit großer Spannung erwartet, ist Gustav Frenssens neuer Roman „Hilligenlei" Anfang November bei Grote in Berlin erschienen. Er wird einen großen Erfolg haben, keinen geringeren als der „Jörn Uhl"; denn er ist bunt und fahrig wie unsere Zeit, und alles, was sich liberal dünkt, wird für ihn einstehen, da er nicht bloß Roman, sondern auch eine freidenkerische Bekenntnisschrift ist".

So schrieb gleich nach Erscheinen des Romans der Literaturhistoriker Adolf Bartels. Seine Prophezeihung ist mehr als erfüllt worden: „Hilligenlei" hat den buchhändlerischen Erfolg des Jörn Uhl weit übertroffen und hat den Streit für und wider weit mehr angefacht als dieser. Fast jede Woche erscheint eine neue Flugschrift über das Buch — von den unzähligen Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften ganz zu schweigen.

Warum denn nun noch eine neue Schrift über Hilligenlei? Aus drei Gründen:

1. Es ist ein Buch, dessen „Bedeutung" nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, ein Buch an dem sich die Geister scheiden.

2. Soviel auch über Hilligenlei geschrieben worden, so manches Richtige auch hier und da gesagt worden ist: man hat meiner Meinung nach fast immer am Kernpunkt der betreffenden Fragen vorbeigeredet.

3. Frenssens soeben erschienenes „Schlußwort" verlangt gebieterisch eine nochmalige gründliche Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller, dem Reformator, dem Propheten Frenssen.

Der Schriftsteller.

Bei der ungeheuren Begeisterung für die Dichtung „Jörn Uhl" ist es eigentlich auffallend, daß in den meisten

Besprechungen über Hilligenlei über Fr.s Theologie und Ethik ein Langes und Breites geredet wird, über das Buch als Kunstwerk verhältnismäßig wenig. Sollte darin ein unwillkürliches Urteil über den künstlerischen Wert des Romans liegen? Oder absorbiert Fr.s Behandlung dieser beiden Gebiete nur deshalb fast alles Interesse, weil sie so sehr „zeitgemäß" ist?

Ich meine nun allerdings selber, daß die sexuelle und religiöse Stellungnahme Fr.s dem neuen Roman die Haupt„bedeutung" gibt; dennoch wird es gut sein, das Buch zunächst einmal auf seinen dichterischen Wert zu prüfen.

* * *

Frenssen kann vor allem zweierlei: er kann in wenig Worten, anekdotenhaft, ein Lebensbild hinstellen, scharf umrissen, greifbar und ergreifend; und er kann die Natur seiner Heimat, besonders das Meer, wunderbar schildern. Will er aber mehr, will er ein ganzes Menschenleben ausführlich darstellen, in seiner ganzen Entwicklung, in seiner ganzen Breite und Tiefe, so versagt seine Kraft. Er kann eben im Grunde nicht gestalten, kann keine lebendigen wirklichen Menschen zeichnen. Er hat wohl einen scharfen Blick für seine Umgebung, er bringt wohl eine Menge vorzüglich beobachteter realistischer Züge, — aber er hat selber keine einheitlich geschaute Vorstellung der Menschen, die er darstellen will. So konstruiert er denn nach dem jeweiligen Bedürfnis; und sieht nicht die Gezwungenheit und die Widersprüche. —

In Hilligenlei finden wir nun alle Vorzüge und Schwächen des Dichters wieder; in verstärktem Maße leider nur die Schwächen. Prächtig sind, wie im Jörn Uhl, die selbständigen kurzen Skizzen, die hier und da eingeschoben sind: wer hat nicht mit herzlicher Freude gelesen, wie der Dichter uns die Matrosen der Goodefroo zeichnet, Dierk Peters und Wilhelm Baldermann und Otto Funk? Prächtig sind auch, wie in den früheren Romanen, die Naturschilderungen, die überall, selbständig und in Gleichnisform, eingestreut sind. Freilich, was beim Jörn Uhl noch kaum der Fall war, hier tritts leider oft zu Tage: der Dichter weiß, daß er hierfür Talent hat, er überspannt es und wird oft gesucht. Wo er früher phantasievoll schaute, klügelt er jetzt zuweilen verstandesmäßig.

Ueberhaupt ist in Hilligenlei der ganze Stil stark manieriert. Da steht oft nicht der natürliche Ausdruck eines Gefühls, einer Anschauung; vielmehr empfindet man deutlich das be-

wußte Suchen nach Originalität, nach verblüffenden Worten und Bildern, ein Suchen, das den Dichter zuweilen verleitet, direkten Unsinn zu schreiben.

Einige Beispiele: S. 22: „Da wurde es März. Und da fiel er in Liebe". (Soll heißen: Da erwachte seine Sinnlichkeit.) S. 166: „Piet trat mit zusammengerissenem Gesicht ins Logis der Goodefroo". S. 410: „Suhlsen redete in großen dicken Worten von Dusenschöns Reise". S. 457: „Am Morgen, als die Frühe noch heilig war . . .". S. 251: „Sie machten alle drei lange Augen". S. 298: „Da wunderten sie sich sehr und warfen sich erstaunte Augen zu". S. 251: „Sie riß die Tür ihrer Seele auf". S. 388: „Nur zuweilen riß ich die Tür meiner Seele auf". S. 345: „Du mußt deine Seele in beide Hände nehmen". S. 409: „Seine große, ruhige Seele lag mißmutig und krank wie in einer dunklen Höhle". S. 329: „Sie versank in Gedanken wie in einen tiefen Teich". S. 352: „Wedderkopp . . . fiel dann plötzlich wieder in einen tiefen Flüsterton, so wie ein Junge von oben herab in einen tiefen, losen Strohhaufen fällt".

Außer solchen Einzelheiten fällt unangenehm die ewige Häufung von „schmückenden Beiwörtern" auf. Ein „Kritiker" hat dann auch glücklich herausgekriegt, daß Fr. offenbar von Homer gelernt habe! Na ja! Daß solche Häufung nicht etwa die Folge besonders reicher Anschauung, einer Fülle sich aufdrängender Vorstellungen, sondern einfach Manier ist, geht klar aus folgendem Beispiel hervor: S. 109: „Da trat der g r o ß e, schwere Kassen Wedderkopp herein." S. 110: „Er (Kassen Wedderkopp) stützte seine breite, n i c h t g r o ß e Gestalt schwerfällig auf eine Handkrücke." Hätte Fr. selber eine klare Anschauung des Mannes, wäre solcher Widerspruch einfach unmöglich.

Aus Originalitätssucht geht auch die Unart Fr.s hervor, in das hochdeutsche Gespräch plattdeutsche Wörter einzuflicken. Ein oder das anderemal ließe man sich das gefallen, da kann es unwillkürlich charakterisierend wirken; aber bei Fr. findet es sich so oft, sogar im Gespräch Nicht-Niederdeutscher, daß es durchaus als störende Manier erscheint.

Nur kurz hinweisen will ich auf die Namen der Helden des Romans: Kai Jans, Pe Ontjes Lau, Tjark Dusenschön, Kassen Wedderkopp, Hule Beiderwand u. s. w. Man merkt die Absicht und man ist verstimmt!

Ebenso nur kurz erwähnt sei die Unart Fr.s, durch per-

sönliche Zwischenbemerkungen die Zukunft vorweg zu nehmen; z. B. S. 169: „Gescherzt hat er nur später, ganz heimlich und ganz selten einmal, mit Anna Boje und ihren Kindern . . .“

Diese Manieriertheit im einzelnen setzt sich im Gesamtstil des Romans im großen fort. Inwiefern Fr. da (wie überhaupt) bestimmten Vorbildern nacheifert, hat Bartels in einer vorzüglichen Kritik im „Kunstwart“ (1. Februarheft 1906) ausführlich dargelegt; das möge man dort nachlesen.

Auf ein paar Stellen, wo die Geschmacklosigkeit in der ganzen Art des dichterischen Vortrags liegt, will ich aber doch noch hinweisen. Da ist z. B. der Anfang des 10. Kapitels: man lese doch bitte die Seiten 167—171. Ist es nicht wirklich schade, wie Fr. durch diesen läppischen Vortrag die sonst so hübschen Schilderungen verdirbt? Freilich, im „Jörn Uhl“ hatte „man“ die ähnlich vorgetragene Kinderfestepisode ja sehr bewundert! — Noch alberner, weil einfach unmöglich, ist die Szene zu Anfang des Romans, wo das kleine Mädchen, das die Wöchnerin beobachten soll, ihren Bericht abgibt mit den Worten (S. 10, 12, 14): „Sie sieht so rot aus wie'n Apfel am Baume“ „Sie ist weiß wie Kalk an der Wand“ „Sie liegt ganz still und ist so gelb wie Wachs“. Und diese greuliche Unnatur hat ein „Kritiker“ allen Ernstes verhimmelt als Beweis dafür, wie Fr. den „echten Balladenton“ zu treffen wisse!

W i e w e i t Fr.s Geschmacklosigkeit geht, nicht nur im Stil, sondern auch im Empfinden, zeigt mit peinlicher Deutlichkeit das Kai Jans in den Mund gelegte Märchen von Ohle Griesack. Man höre (S. 156): „Da geht d e r l i e b e G o t t denn ja so wieder weg; mag sich aber natürlich da oben nicht sehen lassen und t r e i b t s i c h d e n g a n z e n T a g i n L o n d o n u n d H a m b u r g a m H a f e n u m h e r, aber am Abend muß er ja wieder nach Haus. Na . . . sie machen ja heimlich ihre Gesichter und f r e u e n s i c h, d a ß d e r C h e f m a l h i n e i n g e f a l l e n i s t.“ Dabei entrüstet sich Fr. selbst (S. 204) über Leute, die mit Heiligem ihren Spott treiben. Wie man solche Märchen mit freimütigem Humor und doch ohne Blasphemie vortragen kann, hätte Fr. bei Timm Kröger sehen können in dessen köstlicher Geschichte „Wie mein Ohm Minister wurde“. Das ist feiner Humor, der niemanden verletzen wird; was Fr. bringt, ist geschmacklos, ja abstoßend.

* * *

Wie in den früheren Romanen Fr.s nehmen auch in Hilligenlei die Kindergeschichten einen großen Raum ein. Man hat sie, wenigstens in den früheren Romanen, sehr bewundert; und sie sind doch oft direkte Unnatur. Ich hörte einmal von einem feinsinnigen Manne einen treffenden Vergleich: So wie früher die Maler keine kleinen Kinder malen konnten, sondern so zu sagen verkleinerte Erwachsene malten — sie hatten eben nicht erkannt, daß Kinder ganz andere Proportionen und Formen haben als Erwachsene —, so zeichnet auch Fr. keine richtigen Kinder, sondern kleine Erwachsene, die wie Erwachsene denken und reden und nicht wie Kinder. Man prüfe darauf einmal die Romane Fr.s und man wird sehen, daß der Vergleich stimmt. Auch für Hilligenlei. Da erzählen z. B. S. 48 die 5- und 7jährigen Bojekinder: „Wir wollen Nachbar Martens werden. Soviel Pferde und Kühe wie der hat, wollen wir auch haben.“ Und als der Vater einwendet: „Wenn ich nun aber kein Geld habe?“ erwidern sie: „Das ist uns einerlei. Wenn wir doch Nachbar Martens werden müssen!“ So denken und sprechen Kinder niemals, sondern etwa: „Wenn wir doch Nachbar Martens werden wollen!“ — Oder S. 52 sagt Tjark Dusenschön: „Jeden Tag kann ich mich von der großen alten Hexe ausschelten lassen; wenn das nicht aufhört, wird nichts aus mir.“ In Wirklichkeit wird ein Schuljunge sich kaum den Kopf darüber zerbrechen, ob „etwas aus ihm wird“. — Und gleich darauf, S. 53, verzapft sein Altersgenosse Pe Ontjes Lau, folgende Weisheit: „Mensch, tühn nicht! Dankbar? Ist ein Mensch dankbar? Dankbar ist ein Wort, das kommt in der Schule vor, aber ein gesunder Mensch ist nicht dankbar.“ Er hatte gewiß Nietzsche gelesen! — Ganz toll aber ist die Geschichte S. 603, wo der etwa 6jährige Sohn Pe Ontjes' seinem Vater rät: „Du, Mutter ist wieder so hochfahrend und so scharf, gestern und heute . . . weißt du was . . . du mußt heute abend mal das Gespräch auf das Leben des Heilandes bringen. Vielleicht liest sie es mal wieder.“

* * *

Aber auch die Erwachsenen Fr.s sind vielfach verzerrt bis zur Unmöglichkeit. Wie schon gesagt, hat Fr. einen scharfen Blick für seine Umgebung, besonders für die Absonderlichkeiten und Fehler seiner Mitmenschen. So hat er z. B. das Elend der Kleinstadt-Zeitungen richtig erkannt und beißend verspottet. Wenn er da auch zuweilen stark übertreibt (z. B. läßt sich

keine, auch noch so kleine Zeitung ihre Annoncen mit Naturalien und Kleidungsstücken bezahlen), so ist doch die Lektüre und Beherzigung der Seiten 105—118 manchem Lokalblatt-Redakteur dringend zu empfehlen.

Was aber Fr. dann als Bild der schleswig-holsteinischen Kleinstadt auftischt, entspricht doch Gott sei Dank nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Wenn er auch manches Gebrechen richtig erkannt hat: was eine berechtigte Kritik nützen könnte — und es gibt da in der Tat viel zu kritisieren —, das zerstört seine bissige Uebertreibung wieder. Gewiß gibt es da unter den Vätern der Stadt und unter den Honoratioren manche faule und innerlich hohle Existenz, gewiß unter den Handwerkern und Kaufleuten manche unfähige Schlafmütze, manchen protzigen Hohlkopf; und daß das geistige Niveau der meisten Vereine sich allzusehr über das des „Domklubs" in Hilligenlei erhebe, wage ich nicht zu behaupten. Aber so verallgemeinern wie Fr. kann man denn doch nicht. Ich kenne z. B. viele Handwerker, die sich mit vollem Rechte eine Charakterisierung, wie Fr. sie S. 354 gibt, aufs energischste verbitten werden, und manchen Arzt und Juristen, der sich durch Fr.s Karikaturen etwa S. 440 und 441 nicht im geringsten getroffen zu fühlen braucht. Dagegen ist Fr.s scharfes Urteil über die männliche Jugend der Kleinstadt leider nicht ganz so unbegründet; doch davon an einer anderen Stelle.

Es ist wirklich schade, daß Fr. hier so übers Ziel hinausgeschossen ist. Denn die ganze Idee mit der Wurstfabrik, durch die Hilligenlei nach der Hoffnung seiner Bewohner zum Lande werden sollte, darinnen Milch und Honig fließt, ist an sich wirklich famos in ihrem Gegensatz zu dem Suchen des Kai Jans. Die Uebertreibung der Karikatur aber hat sie totgeschlagen.

Ist so die tendenziöse Zeichnung der verschiedenen Stände der Kleinstadt verfehlt, so hat Fr. in seinem Lehrer „Peterlein" eine bestimmte Sorte Menschen ganz köstlich verkörpert. Freilich gegen seine Absicht: er wollte offenbar einen Idealmenschen schildern, und es wurde der leibhaftige Typ des Kunstwart-lesenden Bildungs-Philisters. Dieser Mensch, der „nur zwischen seinen Bildern Kaffee trinken kann"; der Heinke „mit klugen, ernsten Worten die Schönheit und Bedeutung des Bildes zeigt", irgend eines „der kleinen, schlichten Bilder, billigen, guten Wiedergaben von alten und neuen Werken" (Meisterbilder, herausgegeben vom Kunstwart, mit Erläuterungen von

Ferdinand Avenarius, das Stück zu 25 Pf.); der so sittlich frei „sich gar nicht darum kümmert, ob die Figuren nackend oder durch Gewand verhüllt waren" und „mit köstlichem, sinnigen Ernst ihr deutet, was seine schönheitsfrohen, geübten Augen sahen" (er begnügt sich also offenbar nicht mit Avenarius' Erläuterungen!) — das Peterlein wird ganz unbezahlbar, als es der Heinke seine Liebe gesteht. Wie er ihr da die Augen verbindet und sie ermahnt, über den Gedanken an ihre nassen Füße doch ja nicht ihre Seele zu „erkälten"; wie er ihr dann vortühnt — ach nein! Die Szene ist zu schön:

(S. 397) „Du solltest sehen, was ich sehe. Links und rechts von dem alten Heidegrab stehen viele starke Männer in altbraunem, kurzem Gewebe, die Füße in rauhem Fellwerk."

„Geh nur ruhig weiter", sagte sie leise lachend; „ich bin nicht bange. Es sind gewiß meine Vorfahren. Ich bin aus altem, hiesigen Geschlecht."

„Da kommt einer näher", sagte er leise. „Ein schmucker, junger Mensch. Ich glaube ... du, Heinke ... ich glaube, der will dich küssen ... Heinke." Sie stand still und sagte schwerer atmend: „Wenn er jung und schmuck ist, laß ihn."

Da fühlte sie eine Hand in ihrem Haar und frische Lippen auf ihrem Mund.

„Wir hätten warten müssen, bis es heller Tag war; ich mache mir Vorwürfe, Heinke. Nun hat ein fremder Mann dich geküßt."

Sie gingen schweigend weiter. Als sie die Höhe erstiegen hatten, legte er den Arm um ihre Hüfte. „Nun kommt da wieder einer", sagte er leise. „Was soll ich tun, Heinke? Soll ich ihn niederschlagen oder soll er dich küssen?"

„Ist er schmuck gebaut?" sagte sie leise lachend.

„Ein bißchen fein", sagte er, „aber kräftig."

„Noch ein wenig jungenhaft?" sagte sie.

„O bewahre! Ein ganzer Mann!"

„Was hat er für ein Gesicht? Noch ein wenig jungenhaft?"

„O bewahre, fein und männlich."

„Dann kann er mich küssen."

Da fühlte sie wieder rasche, scheue Lippen auf ihrem Mund.

„Schmeckt es gut?" sagte er leise; seine Stimme war sehr beklommen.

„Es tut mir leid, Peterlein" sagte sie leise und traurig, „daß du duldest, daß fremde Männer mich küssen."

Da umfaßte er sie und drückte seinen Kopf gegen ihre Schultern und sagte: „Heinke ... Heinke! ... ich habe dich so lieb!" —

*

Ist das nicht rührend, ergreifend, wundersüß und innig? Ist das nicht zarteste Poesie? Ja, hier haben wir ihn endlich wieder, den langentbehrten Dichter der „Sandgräfin", den würdigen Nachfolger einer Marlitt und Eschstruth!

Und um dieses „lieben Peterlein" willen gibt Heinke, die bis dahin so sympathische, ja einzige sympathische Frauengestalt des Romans, ihren Kai Jans auf!

Kai Jans — das ist ja wohl der eigentliche Held des Buches, wenn er auch durchaus nicht den ganzen Roman beherrscht. Manchmal nämlich verschwindet er auf lange Kapitel, und Tjark Dusenschön, der Gründer der Wurstfabrik, oder Pe Ontjes Lau, „der Gewaltige", oder Piet Boje oder dessen Schwestern Anna und Heinke übernehmen die Führung. Ein festes Knochengerüst hat der Roman eben nicht, und auch die einzelnen Helden sind mehr Knorpeln als Knochen, will sagen: keine fest umrissenen, konsequent durchgeführten Gestalten, sondern am Schreibtisch konstruierte Figuren, ausgestattet mit einer Fülle realistischer, doch oft zusammenhangsloser oder gar sich direkt widersprechender Züge, die, so echt und wahr und z. T. ergreifend sie einzeln sein mögen, dennoch zusammen kein plastisches, einheitliches Bild ergeben, wenn sie auch einen Schein von Lebenswahrheit hervorrufen.

Was ist z. B. Piet Boje? Ein Mensch ohne allen Sinn fürs Ideale, meint man, das nur vorwärts will, ohne alle Gewissensscrupel; nachher auf einmal ein pessimistischer Philosoph. Oder Pe Ontjes Lau: wem ist es verständlich, daß der sich von Tjark Dusenschön, den er doch längst durchschaut hat, rumkriegen läßt und sich an dessen schwindelhaften Unternehmungen beteiligen will? Oder Tjark Dusenschön: wer hält im Ernst einen solchen Lebenslauf für möglich? Oder Heinke Boje: wer war nicht verblüfft, als sie, Kais verständige Freundin, sich auf einmal mit dem törichten Peterlein verlobt? Doch ich habe keine Neigung, alle Nebenhelden und -heldinnen eingehend zu kritisieren; es lohnt sich wirklich nicht.

Der Hauptheld ist wie gesagt Kai Jans. Wenns freilich auch bei dem nicht ohne Widersprüche abgeht, so ist er doch im großen und ganzen ziemlich einheitlich geraten; d. h. einheitlich verschwommen. Ein unklarer Träumer, der sein Leben lang „Hilligenlei", „das heilige Land" sucht. Zunächst allen Ernstes als konkretes Land in fremden Erdteilen — welcher nutzlosen Mühe er doch eigentlich durch den Geographieunterricht auf der Schule hätte überhoben sein sollen. Dann wird

er Student, Pastor und wieder Student und sucht Klarheit in den Fragen und für sein Volk Rettung aus den Nöten der Zeit, also ein symbolisches Hilligenlei; wird aber nur immer unklarer und verworrener. Schließlich glaubt er das rechte gefunden zu haben, indem er ganz unvermittelt der Menschheit ein „Leben des Heilandes" als „Grundlage der deutschen Wiedergeburt" schenkt. Bald darauf stirbt der „liebe, süße Mensch" an gebrochenem Herzen, weil seine Freundin Heinke, die allein ihm noch einigen Halt gegeben, inzwischen einen andern geheiratet hat.

Wes Geistes Kind er ist, dafür nur zwei Proben seiner Ansichten:

S. 387: „Es geht, wie alle hundert Jahr, eine Zeit der Unruhe durchs Volk, ein Fieber, aber ein Fieber zur Genesung. Altes und Faules wird im fiebernden Blut verzehrt und ausgeschieden. Neues und Starkes und Frisches will werden. Es geht wieder ein Sehnen durch unser Volk, die drei gewaltigen Mächte, die es aus sich selbst erzeugt, die Obrigkeit, die Religion und die Sitte zu verjüngen. Es geht ein Wille und ein Wunsch durchs Volk, zur Natur zu kommen, zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen germanischen Menschentum. Und sieh: die Verjüngung und Erneuerung hat schon mit Macht angesetzt. Hier und da arbeiten und jubeln schon neue Kräfte. Viele Tausende sagen, sie sehen schon heiliges Land. Wie wird in der Bibel geforscht! Wie tapfer rührt sich die Regierung! Wie wehen die Fahnen der Arbeiter! Welch ein Leben in Kunst und Erziehung! Aber es ist doch noch ein schweres Wühlen und Wirren. Und es packt einen zuweilen eine Angst, daß wir doch den neuen Weg und das neue, schöne Land der Zukunft nicht finden und in den alten starren Formen bleiben. Und wenn das geschähe, wäre es mit uns und unserer Zukunft vorbei".

Nicht wahr, das klingt sehr hübsch und sieht nach viel aus? Doch man sehe sich genau Satz für Satz an, und man wird erkennen: es sind *alles nichts als Phrasen*!

Oder S. 427 (es ist die Rede von zwei jungen Taugenichtsen, die sich betrunken und mit einem kleinen Mädchen Unzucht getrieben haben und deshalb von ihrer Großmutter, vor der sie damit geprahlt, vergiftet worden sind): „Die Menschen haben die Schuld; sie wollten eurem Großvater und Vater kein Land geben; sonst wäret ihr ernste Bauern geworden. Sie gönnen euch nicht einmal eine Stelle zum

stehen; von Mutter Erde heben sie euch weg, drei, vier Stockwerk hoch, da dulden sie euch. Der Mensch aber, der nicht in der Erde wächst, der Mensch ohne Land, ist verwirrt und verweht".

Ich glaube kaum, daß die deuschen Bodenreformer Frenssen für diese Lächerlichmachung ihrer gesunden Ideen grade dankbar sein werden. Fragt man sich aber, wie es möglich ist, daß Kai Jans solche Sachen auftischt, so bedenke man, daß er moderner Theologe ist. Und von denen sagt Lic. Niebergall, der es doch wissen muß, so hübsch („Hilligenlei und moderne Theologie", S. 2): „Da sind unsre jungen und älteren Theologen doch ganz andere Leute. Die gucken in alle Gebiete und Wissenschaften hinein". Nun, daß man durch Hineingucken tiefe Erkenntnisse und klare Einsichten erwirbt, wird wohl niemand behaupten.

Doch damit sind schon die Grenzen rein ästhetischer Kritik überschritten.

Der Reformator.

„Hat er uns doch einen ganzen Haufen von Problemen quer über den Weg geworfen, die wir gründlich anfassen und, soweit wir können, erledigen müssen. Für alle hatte er etwas in seinem Sacke: für die Aesthetiker, die Nationalökonomen, die Politiker" rühmt Lic. Niebergall (a. a. O. S. 1). Man braucht das, nach den Proben von vorhin, nicht allzu ernst zu nehmen. Frenssen wiederholt nur unklar und verdreht, was andere vor ihm klar und richtig erkannt und ausgesprochen haben. Er ist auch hier, wie in seiner rein schriftstellerischen Art, Aneigner, mit gutem Instinkt für das „Zeitgemäße". Er hat eben überall „hineingeguckt", aber nicht allzu tief.

Das gilt in der Hauptsache auch für die sexuelle Frage. Zwar finden seine Bewunderer kein Ende des Rühmens, er habe uns hier die Augen geöffnet für eine bisher unbeachtete schwere Not, und er selber rühmt sich seines Erbarmens. Daß hier ein Problem der Lösung harrt und zwar eins der allerernstesten und allerwichtigsten, wird kein Vernünftiger bestreiten. Aber Fr. brauchte diese Not nicht erst zu entdecken, sie war

bekannt genug. Trotzdem hätte sein Buch wegen seiner großen Verbreitung hier äußerst segensreich wirken können, wenn er das Problem mit reinen Händen angefaßt hätte. Das aber hat er nicht getan.

Um allen Mißverständnissen zuvorzukommen, erkläre ich gleich, daß ich voll unterschreibe, was Fr. in seinem „Schlußwort" S. 13 sagt: „Die Sinnlichkeit ist nicht Sünde, sondern ganz im Gegenteil ein Schmuck des Lebens, eine Gabe Gottes, wie Frühling- und Sommerwind; man soll sie mit gutem Gewissen und Freude genießen und soll sie gesunden, erwachsenen Menschen, die sie begehren, von Herzen wünschen, wie man ihnen den Anblick des Meeres wünscht, und daß der Herbstwind ihnen um die Stirn weht". Hätte Fr. in seinem Roman geholfen, Raum und Luft zu schaffen für solche gesunde, reine Sinnlichkeit: die deutsche Jugend würde es ihm heiß danken! Denn wahrlich: bittere Not herrscht hier.

Aber in Hilligenlei ist unreine, schwüle Sinnlichkeit, ist Lüsternheit und Schlüpfrigkeit in Menge. Nicht daß Fr. das Natürliche darstellt, sondern wie er es darstellt, darauf kommt es an. Nein, Herr Pastor Jansen-Kiel, es zeugt nicht von unreinem Geist, diese Partieen des Buchs widerlich zu finden, hingegen zeugt es von einer bedauerlichen Gefühlsverirrung, Fr.s Darstellung „reine Kunst, reine, kraftvolle Poesie, unbefangene Natürlichkeit" zu nennen!

Zunächst einmal rein stofflich: erotische Schilderungen machen einen unverhältnismäßig großen Teil des Romans aus. Das ist zwar an sich nicht schlimm, bedenklich aber wird es immerhin dadurch, daß Fr. es nachträglich ableugnen möchte („Schlußwort" S. 12). Dann die Verteilung der Sinnlichkeit auf die Personen des Romans: Außer dem törichten Lehrer Boje im Anfang des Buches haben nur die Frauen mit überheftiger Sinnlichkeit zu kämpfen; bei den Männern (Kai Jans, Pe Ontjes Lau, Piet Boje, Tjark Dusendschön) hören wir nichts davon. Im Leben liegt die Sache grade umgekehrt: im allgemeinen sind die Männer die weit sinnlicheren Naturen. Natürlich gibt es auch sinnliche Frauen; aber daß in einer Mädchengesellschaft lauter mannstolle Weiber sitzen, die es vor Sehnsucht nach dem Ehebett nicht aushalten können, ist einfach unglaublich. Oder wurden etwa nur „Gleichgesinnte" zu diesen Sitzungen eingeladen? Das wäre zugleich die einzig mögliche Erklärung dafür, daß die Teilnehmer Gefühle, deren ein normales Mädchen sich kaum verstandesmäßig bewußt ist,

die es schwerlich einer andern mitteilen wird, hier so ohne alle Scheu aussprechen.

Also dichterisch ist die Szene entschieden verfehlt; im übrigen wird man Fr. gern zugeben, daß es ihm hier wirklich darum zu tun ist, die Gewissen der jungen Männer aufzurütteln, indem er ihnen die Not ihrer Schwestern vor Augen führt.

Die jungen Männer! Es ist nicht angenehm zu hören, was Fr. hier und was er S. 224—25 von ihnen sagt. Ich wollte, ich könnte ihm widersprechen; aber er hat leider fast völlig Recht. Es ist tief traurig und beschämend, wie gemein und verkommen, in der Kleinstadt nicht minder als in der Großstadt, die meisten von ihnen in sexueller Beziehung sind. Damit ist aber auch ohne weiteres klar: soll die sexuelle Not unserer Jugend gehoben werden, so muß hier, bei den jungen Männern, Hand angelegt werden. Ihnen muß klar gemacht werden, wie erniedrigend die Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse durch feile und geile Dirnen ist; sie müssen Verständnis bekommen für die Heiligkeit des Leibes; es muß ihnen innerlich unmöglich werden, sich geschlechtlich hinzugeben und geschlechtliche Hingabe anzunehmen ohne seelische Liebe. Denn nur dann ist die von Frenssen im „Schlußwort" so schön gerühmte Sinnlichkeit „eine Gabe Gottes", wenn sie unzertrennlich verbunden, wenn sie eins ist mit der Liebe der Seelen. Daß solche Ideen unter uns jungen Männern lebendig werden, daß manche von uns — zwar noch nicht allzuviele, aber die besten — sich sagen: „Verlange ich einst ein reines unberührtes Weib, so soll dies reine Weib auch einen reinen Mann finden", und in dieser Erkenntnis den schweren Kampf aufnehmen, einen Kampf, in dem sie nicht wie die jungen Mädchen durch die bürgerliche Sitte unterstützt, wegen dessen sie vielmehr von der „öffentlichen Meinung" lächerlich gemacht werden: davon weiß Fr., der doch sonst in alle Gebiete „hineinguckt", scheinbar nichts. Er zeigt seinen Lesern nicht diesen einzig möglichen Ausweg aus der „Jungweibernot". Hier hätte er einsetzen sollen, dann hätte sein Buch reichen Segen gebracht. Diese vorhandene Bewegung zu einer sittlichen Wiedergeburt unsres Volkes hätte er mit seinem mächtigen Einfluß fördern sollen. In diesem Zusammenhang hätte es ganz anders gewirkt, wenn er den jungen Männern ihre Feigheit vorhält, die sie erst heiraten läßt, wenn sie ein großes Einkommen haben; in diesem

Zusammenhang hätte er das Gewissen des Staates aufrütteln sollen, der männlichen Jugend diesen Kampf um Reinheit zu erleichtern durch schnellere Anstellung, durch Heiratszulagen zu den Gehältern u. s. w. Doch nichts von alledem. Der Verfasser von Hilligenlei geht den andern Weg: er predigt nicht den Männern Zucht, er predigt den Frauen Unzucht. Er versteht wohl das Streben nach Reinheit gar nicht; denn er empfindet selber nicht rein.

Das ist eine schwere Anklage. Aber ihre Berechtigung läßt sich aus dem Roman jedem, der sehen will, erweisen. Ich will dabei vom Tatsächlichen, von den Geschehnissen ganz absehen, obwohl auch daraus Schwerbelastendes genug zusammengestellt werden könnte. Ich verzichte darauf, weil das Thema von dieser Seite vom Seminardirektor Kabisch-Uetersen vorzüglich behandelt ist (siehe: „Theologie und Ethik in Hilligenlei", Schluß. Schleswig-Holsteinische Schulzeitung vom 11. Januar 1906). Ich halte mich zum Beweise meiner Behauptung nur an Darstellung und Stil. Hier können auch der Autor und seine Verteidiger nicht ausweichen und nichts verleugnen: »le style c'est l'homme«.

Wohl jedem Leser von Hilligenlei ist es aufgefallen, daß zwei Worte ungemein häufig vorkommen: „Glieder" und „Seele"; oft zusammen, und dann die „Glieder" immer an erster Stelle. So oft ist vom Körper (stets Frauenkörper) die Rede, daß es durchaus unangenehm wirkt (zumal durch den häufigen Zusatz des Wortes „süß"); also aus ästhetischen Gründen kann das schwerlich geschehen sein. Einige Beispiele, deren Zahl jeder aufmerksame Leser leicht vermehren kann, mögen dies bestätigen. S. 126: „Anna Boje wurde groß und von straffer Fülle und trug ihre blühenden Glieder, als ginge sie vor den Edelsten des Volkes". S. 402: „Sie saß auf seinem Schoß. Und wenn sie da saß, wehrte sie ihm nicht, wenn er sich an ihren jungen Gliedern freute". S. 483: „Ich kann dein Gesicht nicht ansehen und das Spiel deiner süßen Glieder" u. s. w. Solch ewiges Gliedergerede ist doch wirklich nicht unbefangen-natürlich, sondern mindestens geschmacklos; aber immerhin noch nicht so schlimm.

Anders liegt die Sache schon S. 161, wie Kai Jans der betrunkenen faulen Schiffsmannschaft die widerliche Geschichte vom Weiberschiff erzählt: „Zwanzig Weiber die Besatzung! Denkt euch! Alle jung und alle liebestoll. Und der Kapitän

das schönste von allen. Wenn ihre Sehnsucht zu groß wird, so alle vier Wochen einmal, dann schleichen sie sich nachts an ein Schiff heran, auf offener See . . . . nun liegen sie Bord an Bord . . . nun springen sie an Deck . . . Kinder malt euch d a s aus! Wenn uns d a s passierte! . . ." Daß das pure Lüsternheit ist, wird niemand bestreiten. Zwar kann Fr. sich verteidigen mit den Verhältnissen, unter denen die Geschichte erzählt wird; und so sagt er denn auch: „Für seine eigene Seele aber waren es nur windige, protzige, leere Worte; er war noch ganz rein". Es ist aber wohl erlaubt zu fragen: Wie kommt Kai Jans zu solchen Vorstellungen? Kai Jans, der Hilligenleisucher? und warum gibt Fr. grade d i e s e Probe seiner Erzählungskunst?

Unmöglich ist dagegen jede Ausrede bei der Geschichte, die der „lange Blonde" im Altonaer „Kaiserhof" zum besten gibt (S. 235—38). Nach Fr.s ausdrücklichen Worten soll sie dartun, wie der Erzähler auch „einmal in seiner Jugend das Heilige gesehen" hat; es soll eine Geschichte sein, „vor einem jungen Mädchen gut zu erzählen". Er berichtet von den acht „schönsten Tagen seines Lebens", die „übervoll von Glück" waren. Und worin besteht dieses Heilige, dies Schönste? Das war es: „Wir lernten ein schönes, junges Mädchen kennen, gesund an Leib und Seele . . . . Es war Sommerzeit. Sie lag in unserm Garten im Gras, i n i h r e m l o s e n K l e i d, i n i h r e r g a n z e n H e r r l i c h k e i t. Mein Bruder saß zu ihrem Haupte und ich zu ihren Füßen". Das war es: „d a ß s i e i h r e G l i e d e r und ihre Seele s o d i c h t vor u n s e r n A u g e n und s o g a n z s e l b s t v e r s t ä n d l i c h und h a r m l o s a u s b r e i t e t e". Hand aufs Herz: die Art, wie Fr. das vorträgt, diese Betonung des losen Kleides, das von ihrer „ganzen Herrlichkeit" nichts verdeckte, diese „selbstverständliche" „Ausbreitung" der „Glieder" — ist das gar nicht ein bischen „schwül", Herr Pastor Jansen?

Wenn man es aber auch hier noch leugnen und beschönigen will, so müssen alle solche Versuche von vornherein aufgegeben werden gegenüber der Szene, wo Anna Boje sich dem (e i g e n s und n u r zu d i e s e m Zweck eingeführten, sonst ganz im Dunkeln bleibenden) Manne hingibt, damit der ihre Sehnsucht stille. Ich will auch hier ganz von der Gestalt der Anna Boje absehen (obwohl ihre Sinnlichkeit wirklich nicht mehr gesunde normale Empfindung, sondern einfach k r a n k h a f t ist, wie allein schon der Bericht S. 231 zeigt, nach dem

sie auf einem Bild „ganz verwirrte Augen“ hatte, „weil der Lichtbildner, ein junger Mensch, ihr vorsichtig ans Haar gerührt hatte, ihrem Kopf die Stellung zu geben, die er wünschte“); will auch die Tatsache des Ehebruchs nicht auf die Wagschale legen; ich will nur darauf hinweisen, wie Fr. uns diese Episode darstellt. Und darum bitte ich den Leser, da ich hier nicht das Ganze abdrucken kann, Hilligenlei herzunehmen und S. 251, 252, 253 zu lesen.

Sind Sie so weit? Nun, dann fragen Sie sich selber: Heißt das „das Natürliche natürlich und rein darstellen“? Nein, Herr Pastor Jansen: das kann auch von Ihnen „im Ernst nicht bestritten werden“, daß das schwül, nein: direkt lüstern dargestellt ist! Wie er da seine Kinder abrichtet, daß sie ihr beibringen, „ganz wenig anzuziehn“; wie er sie dann tanzen und sich schaustellen läßt; wie er ihr da erklärt, daß er „durch ihr Kleid ihre süßen Glieder sehe“; wie sie gleich weiß, wie das heißen soll, und erwidert: „Ich darf ja nicht — ich darf ja nicht!“; wie er sie dann mit seinen Sophismen bestrickt: „Du bist dreiundzwanzig und dir gehören dein Leib und deine Seele“ — und das alles in Gegenwart der Kinder; wie sie dann nach Hause gehen und die Kinder mit dem Mädchen in den Garten schicken, um bei dem nun natürlich Folgenden ungestört zu sein: — weiß der Teufel! wenn das nicht schwül und lüstern ist: seliger Clauren, wie hat man dir Unrecht getan!

Brauche ich noch auf die berüchtigte Waschszene einzugehen? Eins ist dabei wohl ohne weiteres klar: sie ist unglaublich geschmacklos; und völlig überflüssig. Bezeichnend dafür ist allein schon der köstliche Versuch eines „Kritikers“, sie damit zu verteidigen, daß nach Jahrhunderten, und Frs. Romane würden natürlich Jahrhunderte leben, ein Kulturhistoriker großes Interesse daran haben könnte, zu erfahren, wie in unsern Tagen eine Frau sich gewaschen und gekleidet habe! Wenn die Szene aber überflüssig ist, d. h. nicht irgendwie charakterisierend, so charakterisiert sie eben den Autor, der an solcher — heiklen Darstellung Gefallen findet.

Um nur eine Episode herauszugreifen: wenn Anna Boje sich darauf freut: „Wie wird das lieb, wenn ich so vertraut mit ihm bin, liege bei ihm und zeige ihm die Narbe und er streichelt sie und lacht und neckt mich. Wie wunderbar wird das . . .“ — notabene die „blanke, weiße Narbe, welche eben oberhalb des Kniees auf der Wölbung der

Innenseite war" —: da hilft einem doch wirklich alle „Unbefangenheit" nichts: man muß sich eine Situation vorstellen, wie man sie sich intimer kaum denken kann. Und ebenso stehts mit der Geschichte von dem Hemd, das die Mutter heimlich in die Kommode gelegt hatte — Anna Boje hatte natürlich „gleich gewußt, wozu die Mutter es gemacht hatte". So Intimes ohne irgend welche dichterische Notwendigkeit zu schildern, kann ich beim besten Willen nicht für ein Zeichen keuschen Empfindens halten. —

Ich habe keine Neigung, noch mehr Beispiele anzuführen. Wer nicht sehen will, dem ist eben nicht zu helfen. Wer aber die Augen nicht krampfhaft verschließt, der kann nicht leugnen: Frenssens Darstellung ist nicht keusch und natürlich-unbefangen; sie ist bedenklich heikel, ja oft direkt schwül und lüstern.

Ob diese Lüsternheit bewußte Absicht des Autors ist oder nur unwillkürlicher Ausdruck seiner Empfindung, tut hier nichts zur Sache. Jedenfalls macht sie allein schon, ganz abgesehen von der praktischen Problemlösung im Roman, Frenssen untauglich zum Reformator der sexuellen Ethik. Wer hier helfen will, der muß mit keuschem Herzen und reinen Händen kommen.

Der Prophet.

„Das Leben des Heilandes, nach deutschen Forschungen dargestellt: die Grundlage deutscher Wiedergeburt". So schrieb Kai Jans-Frenssen „in seinen starken und vornehmen Buchstaben" über die „Handschrift", die dem Roman eingefügt ist. Daß diese Einfügung so ungeschickt wie nur möglich ist, indem sie den so wie so problematischen Zusammenhang völlig zerreißt, darüber besteht wohl kein Zweifel. Doch ist das ziemlich belanglos. Daß Fr. hier als Prophet eines neuen Glaubens auftritt, einer Religion, wie es „keine tiefere geben kann" („Schlußwort" S. 1); daß er allen Ernstes glaubt, die „Grundlage deutscher Wiedergeburt" geschaffen zu haben: Darauf kommt es an. Denn daß Fr. das meint, kann niemand leugnen; man lese doch nur die Seiten 590 und 591: Nun freut euch! Nun wird alles

gut! Nun, wo ich, Gustav Frenssen, diese Handschrift veröffentlicht habe, nun beginnt eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte!

Daß zur Vertretung einer Ansicht, von deren zweifellosem Sieg man so überzeugt ist, sonderlich großer Mut gehöre, wie z. B. Baumgarten („Gustav Frenssens Glaubensbekenntnis" S. 10) uns einreden will, kann man füglich nicht behaupten. Was dazu gehört, ist dieses: eine verblüffende Naivität in philosophischen und historischen Dingen und eine fast humoristisch wirkende Selbstüberschätzung. Und über beides verfügt Fr. ja in genügendem Maße.

Aber damit ist gleichzeitig ein anderes klar: nämlich, daß es eine Niederträchtigkeit ist, Fr. Vorwürfe zu machen, wie eines der führenden katholischen Blätter sie schamlos ungefähr so formulierte: Judas verriet seinen Herrn um dreißig Silberlinge; Fr. tut es nicht so billig, er verkauft seine Seele für 200 000 Mk. — Denn daß es Fr. ernst ist mit seinem „Glauben", daß er wirklich überzeugt ist, mit seiner „Handschrift" der Menschheit einen unermeßlichen Dienst geleistet zu haben, muß auch sein entschiedenster Gegner zugeben.

Doch darum bleibt er nicht minder sein Gegner. Nur umsomehr hat er die Pflicht, klar und bestimmt das neue Evangelium abzuweisen.

* * *

„Das Leben des Heilands, nach deutschen Forschern dargestellt" — das ist der erste zu widerlegende Anspruch.

Nun, er ist wohl zur Genüge widerlegt: selbst die moderne Theologie hat, zum Teil freilich unter den gewundensten Phrasen, die Geschichtlichkeit dieses Jesusbildes bestritten. Dafür quittiert Fr. („Schlußwort" S. 5—7) mit einer liebenswürdigen Charakteristik der modernen Theologen, worin ich ihm durchaus nicht widersprechen will. Nur tut sie leider nichts zur Sache: denn daß er „die vollständige Menschlichkeit des Heilandes" gezeigt hat (was allerdings Baumgarten S. 8 eine „beispiellose Kühnheit" nennt; grade als ob Fr. der erste wäre, der das unumwunden ausspricht, grade, als ob nicht heutzutage dazu Mut gehöre, die Göttlichkeit Jesu noch zu behaupten!) — daß Fr. Jesus als Menschen gezeichnet hat, verargt ihm kein vernünftiger Historiker. Es fragt sich nur, was für ein Mensch sein Jesus ist. Und da

muß allerdings gesagt werden und ist auch von allen Seiten gesagt worden: sein Jesus entspricht nicht den Ergebnissen „deutscher Forschung". Ganz abgesehen davon, daß fast allgemein die Möglichkeit einer Biographie Jesu bestritten wird, weil unsere Quellen „nicht in dem Sinne Geschichtsquellen sind, daß sie uns erlaubten, die menschliche Entwicklung und die Entfaltung der Persönlichkeit Jesu danach zu zeichnen" (Baumgarten S. 13): Fr. hat nicht nur hinzugedichtet, was aus den Quellen nicht zu ersehen war, er hat auch, und das ist das Entscheidende, die aus den Quellen deutlich erkennbaren Charakterzüge Jesu nicht treu wiedergegeben, sondern einen völlig unhistorischen Jesus konstruiert.

Ja, noch schlimmer: Fr.s Jesus ist einfach historisch und psychologisch unmöglich. Dieser unklare Schwärmer hätte niemals, trotz persönlichen Unterliegens, den Anstoß geben können zur Entstehung einer Weltreligion. Dazu gehört doch mindestens eine überragende Persönlichkeit. Die finden wir auch noch nach Abzug alles Legendenhaften in den Evangelien; bei Fr. finden wir sie nicht. Einen „qualvoll suchenden und kämpfenden Menschen" nennt Fr. selbst seinen „treuen Helden". Allein schon diese Ausdrücke: „das holde, liebe Menschenbild", „diese zarte, holde Erscheinung", das „schlichte edle Menschenbild", „dies holdselige, gütige Menschenkind", die „reine holde Menschenerscheinung", „hold und rein und unendlich lieb", „der wunderliebe Mensch", „die wunderschöne Menschenseele", „die hohe, reine, liebe Seele", das „wonnigste Licht", „der gute Heidemann", „der Schönste der Menschenkinder": sind das passende Bezeichnungen für die doch alles andere eher als sentimentale Gestalt Jesu?

Doch was sage ich: alles andere eher als sentimental? Fr.s Jesus redet ja selbst genau so süßlich, wie sein neuester Biograph! Fr. verteidigt das so („Schlußwort" S. 4–5): „Er redet nicht in den Worten, die er, oder vielmehr die Evangelisten gesagt haben. Aber diese Worte haben durch den langen Schul- und Kirchengebrauch alle Haken und Zähne verloren, so daß sie nicht mehr fassen. Darum habe ich das, was die Evangelien sagen, mit anderen Ausdrücken gesagt." Doch nun sehe man sich einmal an, was dabei herausgekommen ist, Seite für Seite! Ich will hier nur eine Probe geben.

(S. 527): „Seid nicht bange, Gottes Kinder, richtet allen Willen auf das eine: immer die liebe Seele an Gott heranbringen. Alles andere vergeßt, um alles andere kümmert euch

nicht ... Der Kaufmann geht an den Strand, will kaufen, was zu kaufen ist. Da hat ein Perlenfischer eine Perle in der flachen Hand, von unendlichem Wert. Sie ist billig zu kaufen. Das ist ein Handel! Das ist ein Handel! Da ging der Mann hin, eilig; er verkaufte und schlug weg Land und Haus und all seinen Hausrat, und kam wieder, das Geld in der flachen Hand. Und kaufte die Perle. Die hatte unsäglichen Wert. Schwer reich wurde er in einem Augenblick. In dem Augenblick, als die Perle in seine Hand hinüberglitt. Menschen, rein die Seele und dicht bei Gott! Gottes Seligkeit ist billig zu kaufen. Seht meine Augen, und seht mein Leben und all mein Tun ... Gottes Seligkeit wohnt in meiner Seele. Gottes Seligkeit kommt ... Sie kommt. Seht mich an! ..."

Kommt das nicht einer Parodie verteufelt nahe? Wo spürt man da auch nur noch einen Hauch von der Kraft und Tiefe und Poesie der Sprache Jesu, wie Luther sie uns verdolmetscht hat? Ob Fr. wirklich glaubt, daß seine Worte mehr Haken und Zähne haben? Nein, man kann nur das harte Urteil Bernoullis unterschreiben („Christus in Hilligenlei", S. 26): „Man sieht diese uralten, herbhäutigen, rauhschaligen Evangelienperikopen wie auf dem Spulenband herangleiten, eine um die andere sich unter die Walze der Paraphrase schieben und als polierte Plattitüde auf der andern Seite ihres Weges weiter ziehen."

Und mit solchem Gerede soll Jesus auf seine Volksgenossen einen so überwältigenden Eindruck gemacht haben, daß sie nach seinem, bei Fr. geradezu trostlosem, Untergang glaubten, das Grab könne ihn nicht behalten haben? An diesem ewig unklaren, bis an sein Ende schwankenden Menschen, soll sich der „Strahlenkranz der Dogmen angesetzt" haben? Nein, dazu gehörte eine Gestalt aus anderem Holz; dazu gehörte zum mindesten (Baumgarten S. 15) „der konstante Eindruck der Erhabenheit, der inneren Sicherheit und Gewißheit der Beherrschung der Situation von innen heraus" — und den Eindruck macht Fr.s „schlichtes banges Menschenkind" wahrlich nicht. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Es ist wirklich nicht nötig, auf Einzelheiten einzugehen. Man würde auch kein Ende finden, wollte man Fr. all die unglaublichen Ungereimtheiten und Widersprüche, all die Seichtheiten, Halbwahrheiten und Unwahrheiten der „Handschrift" entgegenhalten.

* * *

Zum Glück hat Fr. uns auch der Mühe überhoben, uns den Kopf darüber zu zerbrechen, wieso dieses sein Jesusbild eine Wiedergeburt des deutschen Volkes herbeiführen soll — wofür man ihm nicht dankbar genug sein kann; denn sonst hätte es wohl niemand herausgefunden.

Es stehet geschrieben (S. 589): „Dein Glaube, Schönster der Menschenkinder, ist unser Glaube. Dies ist unser Glaube: Wir fühlen, empfinden und glauben die verborgene ewige Macht als gütig, treu und heilig. Und stehn vor ihr in banger Kindesliebe: Trauen ihr, freuen uns ihrer, drängen uns an sie. Und gewinnen aus diesem Verhältnis eine Freude wie Sonntagsfreude, hohe Wertung der eignen und jeder andern Seele, wache Augen, Kraft zu allem tapfern Fortschritt, Helfersinn, und frohe Hoffnung für die Zukunft der Menschheit."

Sehen wir einmal ganz davon ab, daß Fr. leider gar keinen Grund hat zu der mehr als optimistischen Annahme, all das „verkehrte, wirre Wissen, das mit Glauben nichts zu schaffen hat", werde nun, nach Veröffentlichung dieser „Handschrift", „bald alles in die Rumpelkammer kommen"; nehmen wir einmal an, es gelänge dem gewaltig tönenden Propheten, alle Welt zu seinem „Glauben" zu bekehren; wieso wäre denn damit die „verlorne Sache der Christenheit" gerettet? Wir sehen uns sein „Glaubensbekenntnis" an, Satz für Satz, Wort für Wort (es soll ja, nach S. 465, „kein Wort dastehen,. das nicht dreimal überlegt wäre"): es muß doch eine fest umrissene Weltanschauung dahinter stecken? Aber wir finden — nichts. Fr. hat sich, wie so oft, an hohlen Phrasen berauscht.

Mit Christentum hat dieser „neue Glaube" jedenfalls nichts zu tun, und nichts mit Jesus. Wozu in aller Welt hat Fr. uns denn aber mit dessen verwässerter Lebensgeschichte gelangweilt? Bloß um uns dessen „Menschlichkeit" zu beweisen? Das war doch nicht mehr nötig: Fr. will ja die der Kirche Entfremdeten zurückgewinnen, und die waren davon doch längst überzeugt. Eine „Jesusverehrung, einen Jesuskultus" will er laut ausdrücklicher Erklärung („Schlußwort" S. 8) auch nicht verkünden. Also wozu denn aber all die Mühe? Love's labour's lost!

Ueberhaupt — und dies gilt nicht nur Fr., sondern allen „modernen Theologen" —: Wenn Jesus nur ein Mensch war wie wir, zwar ein genialer Mensch (was er bei Fr. nicht ist) aber doch nur ein Mensch; wenn vieles, was er gelehrt hat,

für uns, die Kinder einer andern Zeit, nicht mehr bindend ist, weil es auf unsere Verhältnisse nicht mehr paßt; wenn andrerseits (wie Fr.s „Schlußwort" S. 6 sehr richtig ausführt) wir auf manche, uns überaus wichtige Frage bei ihm keine Antwort holen können, weil er eben von diesen unsern Nöten nichts wußte, nichts wissen konnte; wenn, mit einem Wort, Jesus ein religiöses Genie war unter andern, vielleicht das größte, aber nicht das einzige —: warum in aller Welt macht man dann nicht Ernst mit dieser Erkenntnis? Dann ist es doch wirklich nicht so unendlich wichtig, genau zu wissen, wie Jesus in diesem oder jenem Punkt gedacht und gelehrt habe; dann ist es schade um die Zeit und geistige Kraft, die auf solche unfruchtbare Detailforschung verbraucht wird; dann ist eine damit sich befassende Theologie genau so nutzlos wie die allgemein verspottete philologische Kleinigkeitskrämerei; dann ist jeder Versuch, die „Ungläubigen" zum „Christentum" zurückzuführen, sinnlos: man ist dann ja eben selber nicht mehr „Christ" im engsten, eigentlichsten Sinne, und die Befreiung aus dieser Enge verdankt man eben jenen „Ungläubigen" oder der eigenen „Ungläubigkeit". Wozu dann eine Weltanschauung, die nur zum Teil mit Jesu Glauben übereinstimmt, noch „Christentum" nennen?

* * *

Wir alle ersehnen und erhoffen eine Wiedergeburt des deutschen Geistes, eine Erhebung aus der Verworrenheit der Zeit. Und wir wissen: es gilt vor allem, eine dem deutschen Wesen, d. h. seinem Ideal, wirklich entsprechende einheitliche Weltanschauung zu gewinnen.

Frenssen aber möge seinen Prophetenmantel nur an den Nagel hängen: sein „neuer Glaube" ist so unklar und phrasenhaft wie unsere Zeit selbst, der kann ihr nicht helfen. Und mag er noch so laut sich selber Beifall klatschen, und mag das Heer der Urteilslosen ihm Weihrauch streuen bis zum Uebelwerden —: für die deutsche Wiedergeburt hat „Hilligenlei" keine Bedeutung.

